

## EINLEITUNG

Eine bewährte Methode der Einleitung in eine Arbeit besteht darin, auf die Aktualität des Behandelten aufmerksam zu machen. Auch dem Verfasser der vorliegenden Arbeit steht dieser Weg offen, obwohl es sich im folgenden nicht zuletzt um drei Emotionstheorien handeln wird, die allesamt mehr als ein Jahrhundert gesundes Altern hinter sich haben (und in jeder ernstzunehmenden Psychologiegeschichte ein entsprechendes Patriarchendasein führen). »Das Gefühl scheint wieder mal in aller Munde zu sein«, könnte ich also etwa anheben, um sodann auf verschiedene neuere Publikationen hinzuweisen, darunter durchaus für einen größeren Leserkreis geschriebene. Ich könnte aus der Tatsache, daß sie diesen Leserkreis auch zu finden scheinen, das nach wie vor bestehende allgemeine Interesse an einer Rehabilitierung des Gefühls ebenso ableiten wie die Diagnose, daß letztere offenbar noch immer aussteht. Ich könnte anschließend aus den angesprochenen Publikationen die (gar nicht mal so kleine) Zahl derer auswählen, die das Gefühl mit neurophysiologischen Wissenszuwächsen in Verbindung bringen, und meinerseits Zweifel formulieren, ob das Angestrebte (oder auch »nur« ein besseres Verständnis) auf diesem Weg erreicht werden kann. Wie dem auch sei – der Einstieg wäre geschafft, das Interesse pflichtschuldig erwacht. Es scheint mir jedoch verheißungsvoller, die bewährten, breit gepflasterten Wege zu verlassen und mich nicht in einer Schablone auszudrücken. Vielleicht läßt sich so ein genauerer Eindruck vermitteln, was auf den folgenden Seiten zu erwarten ist und was nicht.

Denn die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung dem Staunen, ihre Gestalt aber einem schrittweisen Vorwärtstasten.

Meine erste intensivere Beschäftigung mit psychologischen Emotionstheorien ergab sich eher zufällig im Rahmen der Vorbereitung entsprechender Seminare. Je genauer man sich dann im Feld dieser Theorien umsieht, umso verwunderter reibt man sich die Augen: zunächst einmal wegen der großen Zahl theoretischer Vorstellungen von den Gefühlen des Menschen, vor allem aber wegen den so verschiedenartigen Perspektiven und Prämissen dieser Vorstellungen, ihrer voneinander abweichenden Fassungen des interessierenden Gegenstandes, ihrer letzt-

lich radikalen Unterschiedlichkeit, ja Unvergleichbarkeit. Man stelle als Exempel einmal behavioristische Emotionstheorien, etwa die lerntheoretische Watsons (1919; 1924, S. 214 ff.; 1968, S. 154 ff.; Watson & Rayner 1920; vgl. auch Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 43 ff.), und neuere, soziologische oder sozialkonstruktivistische Theorien, bspw. Kempers »social interactional theory of emotions« (1978; 1984; vgl. auch Gerhards 1988, S. 123 ff.), einander gegenüber: Der eine postuliert drei grundlegende und angeborene Gefühle (1. Liebe bzw. sexuelle Erregung, 2. Wut bzw. Zorn und 3. Furcht; vgl. etwa Watson 1968, S. 167 f.) – genauer eigentlich fixierte »emotionale Verhaltensmuster« mit genau bestimmten »Auslösern«<sup>1</sup> –, die sich dann in der individuellen Entwicklung auf der Grundlage der behavioristischen Lerngesetze differenzieren und irgendwann mit dem vielfältigen »Gefühlsleben« eines Erwachsenen identisch sein müßten. Der andere faßt Emotionen ausschließlich als Folge (realer oder imaginierter) sozialer Beziehungen, wobei das fühlende Individuum sowohl Macht als auch Status der eigenen Person wie des Gegenübers »einschätzt« und – je nach den Ergebnissen dieser Einschätzung (sowie einiger zusätzlicher, darauf aufbauender Unterscheidungen) – zu unterschiedlichen Emotionen gelangt. Es wird sich wohl nicht nur mir angesichts derart heterogener Vorstellungen die Frage stellen, was Watsons Überlegungen denn überhaupt mit denjenigen Kempers verbindet.

Dabei ist das Gefühl gleichzeitig ein wahrhaft ubiquitärer Gegenstand der Erkenntnis – wirklich jeder hat schon mal eines gehabt (und viele, denen man vom Thema einer Arbeit wie der vorliegenden erzählt, wissen denn auch sofort, wovon die Rede ist). Schwer vorstellbar, daß sich Watsons Gefühle so gravierend von denen Kempers unterscheiden... Natürlich unterscheidet sich Watsons Zorn von Kempers Zuneigung – aber doch kaum vorstellbar, daß beide nicht insgesamt durchaus vergleichbare Erfahrungen mit ihren je eigenen Gefühlen gemacht haben. Wie sind dann also derart gravierende Unterschiede in der theoretischen Abbildung zu erklären?

Auch nach der Erarbeitung der vorliegenden Schrift habe ich hierauf keine Antwort, die sich in einem Satz oder zweien mitteilen ließe. Zunächst hielt ich das Gefühl für einen außergewöhnlich »formbaren«, »weichen« Gegenstand, der einem Werkzeug – und gleich, welch einem

---

1 Diese »festen« Verhaltensprogramme sind ad 1) Beruhigung, Gurgeln, Glucksen; ad 2) Steifwerden des Körpers, Schreien, Aussetzen der Atmung, Gesichtsrötung und ad 3) Anhalten des Atems, Zusammenzucken, Schreien, oft Defäkation und Urinieren (vgl. Watson 1968, S. 167 f.); die zugehörigen »Auslöser« sind ad 1) Streicheln, Schaukeln; ad 2) Behinderung der Körperbewegungen und ad 3) laute Geräusche, Haltverlust (vgl. ebd.).

theoretischen Werkzeug – kaum Widerstand entgegengesetzt, sondern sich von einem Spatel ebenso formen läßt wie von einem Vorschlaghammer, einer Säge oder einem Schraubenschlüssel. Eine erste Idee für eine Arbeit über verschiedene (und gerade auch historische) Emotionstheorien bestand daher darin, insbesondere auf diese Spuren zu achten, die das »Werkstück« in Folge der Bearbeitung dann trägt, und etwa Wundts Vorstellungen als typisch zergliedernde und »elementenpsychologische« Sicht auf das Gefühl zu rekonstruieren, Watsons Konzeption als solche, in der das Gefühl (wie alles andere auch) lerntheoretischen Gesetzen unterworfen ist, James' Vorschlag mit der Unkonventionalität des Pragmatismus in Verbindung zu bringen, Schachter und Singer als Vertreter einer »kognitiven Wende« auf dem Gebiet der Emotionstheorien auszuweisen usw. – Es kam anders; gerade solche Spuren interessieren in der vorliegenden Arbeit nur noch nebenbei – wahrscheinlich weil es mir irgendwann wünschenswert erschien, die mit einem solchen Erkenntnisinteresse rekonstruierten theoretischen Entwürfe nicht beziehungslos nebeneinander zu stellen, sondern sie miteinander in ein Verhältnis zu setzen, sie zu verorten. Vermutlich geisterte ganz einfach noch immer die irritierende Frage im Hintergrund herum: Wie können emotionstheoretische Aussagen derartig verschieden sein, wo sie doch allesamt Aussagen über dasselbe sein wollen?

Es schien mir folglich nötig, eine Vergleichsbasis zu schaffen, zumindest provisorisch eigene Vorschläge zu unterbreiten, Vorschläge darüber, was als Gegenstand einer Emotionstheorie, was als Gefühl gelten soll und was nicht. Mir schien inzwischen ein Teil der Differenzen unterschiedlicher Emotionstheorien einfach daher zu rühren, daß nicht jeweils das gleiche Phänomen in den Blick genommen worden war, sondern (meist) entweder nur Teile dieses Phänomens und andere nicht, oder (manchmal) umgekehrt Erscheinungen, die vielleicht nicht mehr eigentlich als Gefühle gelten, stellvertretend behandelt oder mit behandelt worden waren. (Das scheint mir im übrigen noch immer so; andere Gründe kommen jedoch hinzu.) Ohne eine Art »Eichung« kam mir die vergleichende Behandlung verschiedener Emotionstheorien kaum sinnvoll denkbar vor. Um eine möglichst umfassende (und auch möglichst umfassend zustimmungsfähige) Skizze des Gegenstands jeder Emotionstheorie zu präsentieren, erschien mir der Verzicht auf jede konkrete theoretische, alles weitere präformierende Position unabdingbar. Ein als Prüfstein für jede beliebige Emotionstheorie geeignetes Verständnis ihres Gegenstandes muß ohne Rückgriff auf eine bestimmte Emotionstheorie entwickelt werden.

Als knappe, mehrseitige Skizze gedachte entsprechende Vorüberlegungen nahmen unversehens immer monströsere Ausmaße an. Wenn

begründeter Verdacht besteht, daß eine bestimmte Emotionstheorie nur einen Teil ihres Gegenstandes behandelt, liegt nahe, diesen Gegenstand mit Hilfe dimensionaler Unterscheidungen zu entfalten (wie in Kapitel 1.1 geschehen). Wenn der Verdacht besteht, eine andere Emotionstheorie behandelt etwas als Gefühl, das kein Gefühl ist, ergibt sich die Notwendigkeit, das Gefühl (möglichst allgemein zustimmungsfähig) von anderen Phänomenen abzugrenzen (wie in Kapitel 1.2 unternommen). Auf diese Weise mit einem erarbeiteten ersten Vorverständnis dessen versehen, was als Gefühl (und damit als Gegenstand einer Theorie vom Gefühl) gelten soll, stellt sich wohl als nächste Aufgabe, dieses Vorverständnis mit dem Verständnis zu konfrontieren, das in der Emotionspsychologie vorzufinden ist (oder diskutiert wird). Auf zwei unterschiedlichen Wegen wird dieses Ziel (in Kapitel 1.3) verfolgt: Einmal wird eine Sammlung von Emotionsdefinitionen ausgewertet, zum anderen ein spezifisches Modell der Emotion näher betrachtet, das einen gewissen integrativen Anspruch erhebt (und sich, insoweit es das zu Recht tut, durchaus dazu eignet, herangezogen zu werden, wenn das emotionspsychologische Verständnis des Gefühls interessiert). Aus diesen verschiedenen Quellen – einer am alltäglichen Sprechen und Denken orientierten, gleichwohl mit systematischem Interesse unternommenen Erörterung einerseits, einer kritischen Bearbeitung fachwissenschaftlicher Begriffsbestimmungen andererseits – läßt sich soviel Relevantes für eine Theorie vom Gefühl zusammentragen, daß die wichtigsten (aber beileibe nicht alle) Ergebnisse noch einmal in einem gesonderten Kapitel (1.4) gesammelt präsentiert werden.

All dies geschieht, wie erinnerlich, noch immer in Vorbereitung der zunächst gesetzten Aufgabe: der vergleichenden Rekonstruktion einiger historischer Emotionstheorien. Diese Aufgabe wird schließlich im zweiten Kapitel am Beispiel der entsprechenden Überlegungen von Charles Darwin, Wilhelm Wundt und William James angegangen. Wenn die oben angesprochene frühe Idee – nämlich Emotionstheorien insbesondere im Hinblick auf die zeit- und ideengeschichtlichen Spuren zu betrachten, die sie tragen – kaum noch eine Rolle in der vorliegenden Arbeit spielt, dann vielleicht auch aufgrund meiner Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit Darwins, Wundts und James' Vorschlägen. Denn ein genauerer Blick in ihre Schriften enthüllt übereinstimmend eine Menge hochinteressanter Details, die im breiten Strom der emotionspsychologischen Überlieferung mehr oder minder untergegangen sind. Das betrifft in ganz außergewöhnlichem Umfang Wundts, im Grundsatz aber auch Darwins und James' Position. Es gehört zu den für mich eindrücklichsten Erfahrungen im Zusammenhang mit dieser Arbeit, etwa bei der Lektüre hundert Jahre alter Schriften Wundts reihenweise auf Überlegungen zu stoßen, die ganz unmittelbar an Fragen anschließen, die in den Vorarbeiten des ersten

Kapitels aufgeworfen und erörtert worden waren. Wenn die ursprüngliche Idee also an Wichtigkeit verlor, dann einfach deshalb, weil eine vorgelagerte Aufgabe an Bedeutung gewann: nicht um zeit- und ideengeschichtliche Spuren in den behandelten Emotionstheorien konnte es vorrangig gehen, sondern zunächst einmal schlicht darum, diese Theorien möglichst umfassend und gleichzeitig unverzerrt zu rekonstruieren. Dies geschieht in den Teilen des zweiten Kapitels; dabei habe ich mich bemüht, die Resultate der Bemühungen des ersten Kapitels präsent zu halten, als »Lese-« und »Denkhilfe« in der Auseinandersetzung zu gebrauchen, aber auch umgekehrt den klassischen Emotionstheorien zu ermöglichen, sie in Frage zu stellen, um sie so zu modifizieren oder weiterzuentwickeln.

Eine der Kernfragen der vorliegenden Arbeit kristallisierte sich bereits in den Vorarbeiten des ersten Kapitels heraus: Gefühle können ausgesprochen komplexe Gebilde sein. Verschiedenste »Bestandteile« – Gedanken, Erinnerungen, Phantasievorstellungen, sogar andere Gefühle oder manchmal ein »eruptives« Tun und von diesem Tun herrührende körperliche Empfindungen – können eine wesentliche, ja konstitutive Rolle für ein solches komplexes Gefühl spielen. Die Frage, wie sich eine solche »Zusammenfügung« von »Bestandteilen« – die wohlgemerkt in keinem Fall ein notwendiges Element eines Gefühls darstellen (wie, so ähnlich, von manchem modernen »Mehr-Komponenten-Modell« der Emotion behauptet wird), jedoch jeweils für ein bestimmtes Gefühl unverzichtbar sein können – denken läßt, begann mich bereits während der Vorarbeiten zu beschäftigen. Diese Frage tauchte in allen drei behandelten Theorien auf, am deutlichsten wiederum bei Wundt. In einem dritten Kapitel schlage ich daher zwei (auch) in der Psychologie untersuchte Prozesse vor, in deren Verlauf es zur Formung eines Ganzen aus Teilen kommt: nämlich die Bildung einer (Wahrnehmungs-)Gestalt zum einen, die Bildung einer Erzählung zum anderen. Beide unterscheiden sich in wesentlichen Punkten: So benötigt letzteres Zeit und verläuft intentional, ersteres geschieht plötzlich und läßt sich weder steuern noch verhindern. Beide eignen sich, wie im dritten Kapitel anhand von Beispielen dargelegt wird, folglich als idealtypische Vorstellungen, analog zu denen man die Zusammensetzung komplexer Gefühle aus ihren Bestandteilen konzipieren kann. Damit ist eine mögliche Antwort auf eine zentrale Frage formuliert, die sich unmittelbar aus der Beschäftigung mit dem Thema ergab – und zwar sowohl »aus der Entfernung«, also während der (weitgehend) »theoriefreien« Vorarbeiten in Kapitel 1, als auch »von Nahem«, also in der engen Auseinandersetzung mit drei klassischen Emotionstheorien.

Viele Fragen aber bleiben offen. Das betrifft nicht nur die naheliegende Idee, ein Vorgehen wie das hier vorgeführte auf weitere Emotionstheorien auszudehnen. Es spricht nichts gegen diese Möglichkeit, und nichts dagegen, dann ähnlich lohnenswerte Resultate wie im Falle Darwins, Wundts und James' zu erwarten. Daneben gibt es jedoch eine Vielzahl weiterer fesselnder Themen und Fragestellungen im Rahmen der Emotionspsychologie, auf die ich gar nicht (oder nur isoliert in einer Fußnote) eingehen konnte. Für die Bearbeitung solcher Fragestellungen könnte die im ersten Kapitel geleistete begriffliche Arbeit ebenfalls von Nutzen sein – und sei es nur, um die jeweils interessierenden Fragen schärfer zu konturieren.

Die vorliegende Arbeit könnte also hier und da sicherlich auch eine andere Gestalt haben. So und nicht anders ist es eben mit dem Vorwärtstasten: es führen unterschiedliche, nicht selten gewundene Wege zum Ziel. Aber ganz egal, ob der Weg bekannt ist, so daß beherzt ausgesritten werden kann, ob er erst mühsam gesucht werden muß, oder ob gar das Erreichte sich dem Überraschten erst dann als Ziel erweist, wenn er bereits angekommen ist: Ohne das Staunen kommt man nicht weit.